

„angekränkelten Film“ zu nennen, an dessen Ende man sich fragt: „War dieser Film wirklich so, daß ihn ein junger Christ widerspruchslos schlucken kann?“ (S. 241). Allein, er fürchtete altmodisch zu wirken und ließ das Urteil in der Schwebe.

K. Erlinghagen S.J.

Literaturgeschichte

Kindermann, Heinz: Das Goethebild des XX. Jahrhunderts. (729 S.) Wien-Stuttgart 1952, Humboldt-Verlag. DM 17,50.

In dem etwas unförmigen Band werden Goethe-Arbeiten von rund 1800 Autoren aus 23 Nationen berücksichtigt. Die Zusammenstellung geht von dem positivistischen Fundament der Goethephilologen und -biographik aus und zeigt dann, wie unter dem Einfluß von Dilthey, Gundolf, Simmel u. a. die Goethedeutung ins Metaphysische vorstößt. Dies ist eigentlich die Voraussetzung für die breit entwickelte Tatsache, daß Goethe im 20. Jahrhundert Gegenstand der geistesgeschichtlichen Betrachtung geworden ist, der er ein Vorbild war, bis dann die Erschütterungen der letzten 20 Jahre auch „den Gegenpol“ entdecken ließen, wo dann Goethe nicht mehr der glückliche Olympier, sondern der tragische und mutige Kämpfer um das Ideal eines edlen Menschentums ist, das Natur und Geist in sich begreift. Die ersten Kapitel, die eindringliche Vorarbeiten von Unger, Petersen, Linden, Strich u. a. nützen können, sind durchsichtiger gearbeitet und weisen auch umfassendere Grundideen auf als die beiden letzten Abschnitte, in denen die Überfülle des Stoffes das Maß sprengt und die Vielfältigkeit der Standpunkte überwältigt. Auch wenn oft nicht so sehr der Geist Goethes als „der Herren eigener Geist“ in den Darstellungen zur Geltung kommt, man wird, erschrocken und auch wieder überrascht, immer wieder den Eindruck der Größe Goethes und seiner Allseitigkeit haben. Alle, die da schreiben, ob es Deutsche, Amerikaner oder Russen sind, können ihre Goethebilder immer wieder mit Aussprüchen und Anregungen ihres Helden begründen. So vermittelt das Buch die Überzeugung, daß der aus dem christlichen Erbe des Abendlandes schöpfende Humanist und Naturforscher Goethe eine Breite der Aufmerksamkeit, eine Tiefe der Schau, ein Gefühl für das Echte hatte, wie sie nur den ganz Ausgewählten und Großen der Geschichte gegeben ist.

Die Grenzen Goethes werden aber auch in einer solchen Zusammenfassung sichtbar. Sie sind wohl zu unterscheiden von den Grenzen des Blickes derer, die über Goethe schreiben. Das ist auch ein Ergebnis des Buches: Das Chaos der Meinungen im Standpunkt, die bald dieses, bald jenes verabsolutieren oder in die Mitte rücken und so Goethe

fälschen. Als dringendste Aufgabe erscheint am Ende des Buches eine Darstellung, die Goethe vor die ganze geistige Fülle des Christentums stellt und ihn danach bemißt, ohne seine rein natürliche Größe zu verkleinern. Kindermanns Arbeit ist sehr verdienstvoll, auch wenn ihm die tieferen Kategorien der Ordnung nicht aufgegangen sind und er sich begnügt, die verschiedenen Werke nach ihrer Thematik zusammenzustellen.

H. Becher S.J.

Baumann, Gerhart: Franz Grillparzer. Sein Werk und das österreichische Wesen. (242 S.) Freiburg-Wien 1954, Verlag Herder. DM 15,80.

Das feinsinnige Buch ist eine nicht leichte Lektüre, da der Verfasser versucht, nach einer kurzen Erörterung über das österreichische Wesen eine Charakteristik seines größten Dramatikers zu geben, indem er sich immer wieder auf seine Schöpfungen bezieht. Der Leser müßte sie ebenso gegenwärtig haben wie Baumann, um die Tragweite und Beweiskraft seiner Ausführungen würdigen zu können. Grillparzer erweist sich als der dramatische Dichter seines Volkes, volkstümlich und tief sinnig, als Einzelner, dessen Schicksal sich in dem Miteinander erfüllt. Alles was für seine eigene Person gilt, gilt für die Menschen, die er verdichtet, und umgekehrt. Fern allem Aufdringlichen, im Unscheinbaren und Zarten das Wesen aufschließend, Erbe des Barocks und Erbe der Goethezeit, schwankend zwischen Wirklichkeit und Traum, voller Selbstbeobachtung und schließlich weithin resignierend, bewahrt er doch den Sinn für das Maß und die Harmonie. Es gelingt ihm zwar nicht, die Daseinsangst zu überwinden, aus dem Geschichtlichen seiner Gegenwart und der Gegenwart seiner Stoffe wie Shakespeare das Überzeitliche klar herauszuschälen, aber er ist doch voller Bildhaftigkeit und gefühlsmächtiger Unmittelbarkeit. Es wundert uns nicht, daß der Österreicher in Grillparzer seinen ganz großen Dichter erkennt, weit über Stifter hinaus, daß aber jenseits der Grenzen unseres Bruderlandes der Mann und sein Werk nicht jene unbedingte Anerkennung finden, die dem grübelnden und um das Letzte ringenden und zur Darstellung bringenden Künstler eigentlich gebührte.

H. Becher S.J.

Allemann, Beda: Hölderlin und Heidegger. (186 S.) Freiburg i. B., Atlantis Verlag. Brosch. DM 6,80.

A. fragt nach dem Grund, warum Heidegger sich gerade der Erläuterung von Hölderlin zuwandte. Er kommt zu dem Ergebnis, daß Heideggers Denken das Dichterische zunehmend auf das Heilige hin interpretiert und Hölderlins Dichtung sich immer stärker in dem Bereich zwischen Göttern und Menschen bewegt. Ferner scheint Hölderlin nach Hei-

degger aus dem Uranfänglichen der abendländischen Geschichte heraus zu dichten, aus dem Sein als dem vor allem Sagbaren Liegenden, was voraussetzt, daß Hölderlin nicht nur mit seinen Freunden Schelling und Hegel den Schritt über die Kantische Grenzlinie hinaus getan hat, sondern auch über deren Idealismus hinaus ins Vor-metaphysische fortgeschritten sei. A. will nicht entscheiden, ob diese Voraussetzung richtig ist. Heideggers Interpretation hat nicht philologisch-wissenschaftlichen Charakter und liefert auch nicht die Grundlage für eine wissenschaftliche Untersuchung; sie bewegt sich in ganz anderen Dimensionen. Nur durch einen Sprung gelangt man von dieser zu jener. Jedoch bemerkt A., daß sie sich zu sehr an das einzelne Wort hält. Auch hat er auszusetzen, daß Heidegger im Anschluß an das gängige Hölderlinverständnis die Vaterländische Umkehr als den Gegensatz zwischen Griechenland und Hesperien versteht. Dagegen unternimmt A. im ersten Teil seiner Arbeit den Nachweis, daß es sich dabei um den Gegensatz zwischen dem Fortriß zu dem Göttlichen ins All und dem Bleiben auf der Erde mit ihren Aufgaben handle, das, was er des empedokleische und das königliche Prinzip nennt. Hölderlin entscheidet sich immer mehr für das letzte. Aber bei ihm bleibe doch immer auch in der Betonung des Endlichen die Unendlichkeit vorausgesetzt.

A. Brunner S.J.

Brod, Max: Franz Kafka, eine Biographie. (358 S.) Berlin 1954, S. Fischer Verlag. Ln. DM 15,80.

Obwohl diese Biographie auch ihre Mängel hat — auf den störendsten sei am Schluß noch kurz hingewiesen — wird wohl jeder, der sich für Kafka interessiert, nach ihr greifen müssen. Denn als Mitschüler, Freund und Nachlaßverwalter Kafkas dürfte Max Brod wie kein anderer berufen sein, ein genaues Lebensbild des Dichters zu vermitteln. Sein Bericht ist reich an scheinbar wie wirklich belanglosen, manchmal auch indiskreten Einzelheiten, was angesichts der Quellen (seines eignen Tagebuches, Kafkas Tagebuches, der Briefe und Rohrpostkarten von ihm), die Max Brod und nur ihm zur Verfügung standen, nicht weiter verwundert. Dennoch bleibt das Buch nicht in freundschaftlicher Kurzsichtigkeit gefangen. Von den acht Kapiteln beweist zumal das sechste über Kafkas religiöse Entwicklung, daß Max Brod das Werk seines Freundes auch in großen Zügen zu beurteilen versteht (S. 224): Das Anderssein Gottes „hat man sonst immer nur in einer unendlichen Steigerung nach der positiven Seite hin darzustellen versucht. Kafka macht die Andersartigkeit der vollkommenen Welt dadurch begreiflich, daß er sie mit negativen Vorzeichen ausstattet ... Bei Kafka erscheint sie überdies als klein, zäh, schmierig — auch dies nur ein Symbol für

das Anderssein.“ Treffender hätte man den Finger an die eigentliche Wunde, an das Bedenkliche in Kafkas Werk nicht legen können.

An nicht wenigen Stellen bricht die Neigung des Autors durch, sich mehr als nötig einzuschalten und zu zitieren (S. 81): „Ich habe in meinem Roman ‚Zauberreich der Liebe‘ ... sehr viel dargestellt, was mir von Kafka in Herz und Sinn geblieben ist“ — eine Neigung, die man als störenden, wenn auch nicht entscheidenden Mangel empfindet. Dem Buch sind mehrere Photos, Handschriftproben und Zeichnungen Kafkas beigegeben.

H. Stenzel S.J.

Benz, Richard: Die Zeit der deutschen Klassik. Kultur des achtzehnten Jahrhunderts 1750—1800. (610 S.) Stuttgart 1953, Reclam-Verlag. Ln. DM 29,—.

Wenn von der „Zeit der deutschen Klassik“ die Rede ist, denken viele nur an die Namen der ganz Großen, der Weimarer Dichterfürsten Goethe und Schiller, vielleicht sehen sie hinter ihnen als verblassendes Dreigestirn noch Lessing, Klopstock und Herder, vielleicht ist ihnen Wieland nicht gänzlich unbekannt — aber die Vielgestalt, die geistige Mannigfaltigkeit jener Epoche verliert sich für sie in grauer Unbestimmtheit. Benz läßt die Hochgipfel der deutschen Klassik in ihrer Größe bestehen, aber sie gewinnen neues Leben als Teile einer vielschichtigen Kulturlandschaft, steigen nicht mehr einsam aus dem flachen Lande, sondern verflochten mit tausend Hügeln, vielen Bergen und kraftvollen Höhenzügen.

Trotz der Eigenart der Klassik wird deutlich, wie sehr sie der Vorzeit verpflichtet ist, wie viel sie dem ausklingenden Barock verdankt. Ja, sie hätte in manchem reicher, volksnaher, frischer und ursprünglicher werden können, wenn sie das überkommene Erbe organisch weiter entfaltet hätte, anstatt durch die Absolutsetzung eines zwar ganz großen, aber doch auch geschichtlich bedingten und in mehr als einer Hinsicht mißverstandenen Kulturideals, des griechischen, so manchen hoffnungsvollen Ansatz eines andersgearteten, nicht klassizistischen Geisteslebens zu knicken oder doch zu hemmen.

Kein Wunder, daß der Verfasser diese oft verkannten eigenwüchsigen, in ihrem Volkstum und ihrer Zeit besonders verwurzelten Geister: Maler, Dichter, Denker und Musiker, besonders liebevoll und sorgfältig darstellt und dem großen Wortführer des historischen Rechtes gegen die Verabsolutierung einer bestimmten Epoche, Herder, breiten Raum gewährt.

Es wird aber auch verdeutlicht, warum unsere Geistesgeschichte gerade um die klassische Zeit klaffende Risse und Spalten zeigt. Die Glanzzeit der deutschen Dichtung mußte Schwierigkeiten überwinden, wie sie etwa die französische oder englische nicht gehabt hat-